

Die gelben Perlen [Schluss]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN BERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

Schluss

Scheinbar ziellos schlenderte Pheasant die Reling entlang; immer näher kam sie den Geschützen. Als sie das erste auf Griffweite vor sich hatte, richtete sich träge der Bootsmann auf, der, ans Rad der Lafette gelehnt, eine Tonpfeife rauchte. „Verboten!“ sagte er kurz. „Der Herr hat's verboten.“

Pheasant errötete vor Zorn. Der Braune, der Farbige stellte sich ihr in den Weg? Sie fuhr ihn scharf an; gleichmütig beharrte er. Immer wieder schüttelte er stur den schweren Schädel, wiederholte unermüdlich, der Herr habe jede Berührung der Geschütze, die schon geladen waren, verboten. Sein Widerstand war unbesieglich. Pheasant übergoss ihn mit masslosen Schimpfworten, in denen mehr Furcht als Kraft war; er nahm sie wortlos, fast amüsiert hin, schüttelte sich und blieb zwischen ihr und den Geschützen. Sie gab es auf, kehrte zurück. Ihre Hände zitterten vor wütender Erregung. „Ich sagte es Ihnen ja“, bemerkte Jan, holte aus der Tasche zwei zerknitterte Zigaretten, reichte ihr die eine und gab ihr Feuer. „Ich sagte Ihnen gleich: es gibt nur den einen Weg.“

Nur an der Hast, mit der er an der Zigarette sog, konnte Pheasant sehen, dass er weit weniger ruhig war, als er scheinen wollte. Er hatte seinen Entschluss gefasst, ja; doch es war alles andere als leicht, bewusst den Tod unter den Krisen der Dajaker auf sich zu ziehen, um die Geliebte zu retten; da ein Ende zu setzen, überlegt und willentlich, wo, genau besehen, noch kein Beginn gewesen war. Es war alles andere als leicht — und überdies von einer schauerlichen Sinnlosigkeit. Denn, liebte das Mädchen den Mann ebenso wie er sie, wieviel oder wie wenig nur konnte ihr ein Leben wert sein, das mit dem Opfer des seinigen erkaufte war?

Irgend etwas in Pheasant, vielleicht der ursprüngliche primitive Erhaltungstrieb, der allem Lebendigen angeboren ist, wehrte sich, versuchte, ihr das Weiterdenken zu verbieten. Es war gefährlich, lebensgefährlich im eigentlichen Sinn. Und doch vermochte sie die Gedankenkette nicht zu unterbrechen, die im Leeren endete. Sein Fernglas in der Hand, kam Deacon Brodie wieder herauf. Seine Augen streiften wachsam das Paar auf dem Achterdeck, flogen argwöhnisch nach vorn, zu den Geschützen; ungeduldig suchte er schliesslich mit dem Glas die Bucht ab — nichts. Er fieberte vor Jagdgier, überlegte kurz, trat zu Jan. „Sagen Sie, Kapitän, haben Sie, als Sie drüben waren, gar nichts sonst von Tuku Negoro gehört? Hat er noch keine Feindseligkeiten begonnen? Er hat doch den Auftrag, sie zum Verlassen ihres Schlupfwinkels zu zwingen. Er weiss, dass der Zusammenstoss vor der Dämmerung beendet sein muss, oder Ray kommt durch. Es wird immer später — und nichts regt sich!“

Jans Blick streifte unauffällig die Uhr. Eine Viertelstunde nach Mittag. Brodie musste noch etwas warten, Ray kam erst um eins. „Haben Sie es so eilig, Betje Swarth vor Ihre Geschütze zu bekommen?“ fragte er.

„Betje Swarth — wer spricht denn von ihr? Drei Jahre lang bin ich hinter diesem Menschen her. Drei Jahre lang hat er mich zum Narren gemacht. Jeden anderen Auftrag habe ich in dieser Zeit abgelehnt und dennoch in jedem Bericht zugeben müssen: Ich konnte nichts ausrichten. Wenn Sie einen Menschen drei Jahre lang gesucht hätten, gleichgültig, ob Sie's aus Liebe taten, aus Hass oder Ehrgeiz, würde Ihnen das Warten auch schwer fallen. Jeden Winkel von

Indien habe ich durchstöbert, jeden kleinsten Flecken in Insulinde abgesucht. Es geht mir wie einem guten Hund: oben im Geäst, an den dicksten Ast geschmiegt, liegt der Panther; gestellt ist er, fort kommt er nicht mehr; der Hund aber kann nicht klettern, kann seinem Feind nicht an die Gurgel. So tanzt er wenigstens um den Baum und bellt.“

„Warum hassen Sie den Mann so?“

„Hassen?“ Brodie war aufrichtig verwundert. „Ich hasse ihn nicht! Wir stehen zueinander wie — nun, eben wie Hund und Panther. Er will meinen Herrn berauben — wahrscheinlich ist das seine Natur. Die meine ist's, das nicht zu dulden.“

„Ein hübsches Gleichnis“, sagte Jan bissig. „Wird der Herr seinem Hund von der Beute etwas abgeben?“

Brodie fuhr auf. Er hatte die Beleidigung deutlich empfunden. „Sie denken, ich werde nun behaupten, ich jagte den Mann nur aus Patriotismus, als Verteidiger von Englands Macht? Ich muss Sie enttäuschen, Kapitän. Ich leugne durchaus nicht, dass ich ein angenehmes Leben liebe, und dass diese Jagd es mir verschafft. Ich habe nie gelernt, auf den Penny zu sehen, und werd's nicht mehr lernen. Ich jedenfalls habe die einzig mögliche Folgerung gezogen: ich habe mich zu den Leuten geschlagen, für die es keinen Frieden gibt, die fortwährend ihren heimlichen Krieg gegen alle führen — und dabei in der Lage sind, für gute Dienste gut zu zahlen.“

Pheasant sah ihn nicht an. Schon fühlte sie, wie sein starker, zäher, durchdringender Wille — der gleiche, der ihn drei Jahre lang, bis zum Halali, auf der Spur des einen Mannes gehalten hatte — sie von neuem zu überwinden begann. Und während sie sich vergebens seinen Worten zu verschliessen suchte, die so selbstbewusst waren, so sicher gesetzt und so verführerisch logisch, haderte sie mit dem Schicksal. Alle ihre Geschwister waren normale, regelrechte Engländer; keines von ihnen wäre, um der Liebe zu einem Abenteuer willen, aus Familie und Klasse ausgebrochen; aber sie, Pheasant, war dem leidenschaftlichen Zuge ihres Herzens gefolgt und hatte ihm alles geopfert: ihre Jugend, ihre Schönheit und — nun weiss sie es — auch ihre Zukunft.

Das Erlebnis von Jans und Betjes kummervoller und doch so süsser Liebe hat ihren lockeren Sinn erschüttert. Mit Schrecken erkennt sie, dass sie in Deacon Brodie und im Leben mit ihm nur sich selbst geliebt hat. Nun hat diese Reise, die den Nervenkitzel sättigen sollte, ihr grässlich die Augen geöffnet. Seit O'Dwyers Auseinandersetzung mit Deacon Brodie weiss sie, dass nicht Snobismus und fatalistisches Spielerblut ihr Leben des Luxus und Nervenkitzels finanziert haben, sondern die Aengste von Müttern und Bräuten und das warme Herzblut gehetzter Patrioten. Sie kann und kann da nicht mehr mitmachen und es ist auch Deacons, der in seiner Art doch tapfer ist, unwürdig.

„Herr“, schrie der Bootsmann plötzlich, sieh!“

Im Hintergrund der Bucht erhob sich langsam und steil eine Wolke von Rauch und Qualm. Jan und Brodie blickten sich an; beide begriffen. Dort brannten Rays Häuser. Tuku Negoro räucherte den Fuchs aus. Nun konnte es nicht mehr lange dauern, bis der Schnellkreuzer auftauchte. Brodie vergass alles. Mit ein paar langen Sätzen war er bei den Geschützen, schob den Richtkanonier des einen von seinem Platz und nahm ihn selbst ein. „Damit wenigstens einer trifft“, rief er und visierte probeweise über Kimme und Korn; die Maske von Selbstbeherrschung und Haltung fiel von

seinem Gesicht; nackt und schamlos stand darin die Lust, zu feuern, zu treffen und zu töten.

„Recht so“, murmelte Jan, „dieser Richtkanonier ist mir der liebste!“

Zugleich richtete sich Pheasant auf. Die Selbstentlarvung Brodies, die in seiner Geste lag, schien sie zu einem Entschluss gebracht zu haben. „Deacon“, rief sie, „erlaubst du, dass der Kapitän das Dingi nimmt, Ray entgegenfährt? Vielleicht gibt der Inder das Mädchen doch noch heraus.“

Brodie wandte kaum den Kopf. „Von mir aus“, antwortete er. „Ist mir nur recht, wenn das Mädchen davorkommt.“

Jan versuchte, der Frau zu wehren. Beabend bestand sie auf ihrem Willen. „Tun Sie es“, drängte sie ihn mit einer Stimme, die die Wucht aller ihrer widerstreitenden Gefühle und Leidenschaften nicht mehr bewältigte. „Ich beschwöre Sie, tun Sie es! Ueberlassen Sie mir Brodie und den Schoner, und gehen Sie! Sie brauchen sich nicht zu sorgen — kein Schuss wird losgehen, denen da drüben wird nichts geschehen!“ Immer noch zögerte Jan. Sie stiess ihn zur Reling. „Sie dürfen, müssen mir vertrauen! Stossen Sie an, riemen Sie, was Sie können — vielleicht wird Ray an Ihnen vorüberfahren, ohne zu stoppen; er weiss ja so wenig wie Sie; dann machen Sie sich nichts daraus, er kommt durch!“ Da Jan von neuem widerstrebte, stiegen ihr Tränen hilflosen Zornes in die Augen. „Ich wollte, nur ein paar Augenblicke, wäre ich Betje, nicht Pheasant. Dann gingen Sie, nicht wahr? Ihr glaubten Sie! So denken Sie, so bilden Sie sich nur einen Augenblick ein — Betje bittet: Geh ins Boot, stoss ab, rieme davon, so schnell du kannst!“

Jan schloss eine Sekunde die Augen, dann schwang er sich über die Reling, erreichte das Dingi, das noch am Fuss der Jakobsleiter befestigt war, machte es los und riemte davon.

„Er wollte wohl nicht fort?“ fragte Brodie ohne wirkliches Interesse.

„Nein, nicht recht.“

„Und du hast ihn weggeschickt? Warum?“

„Ich hatte das Gefühl, es sei besser so, Deacon.“

Der Mann wandte flüchtig den Kopf zu ihr. „Du meinst, er hätte Lust gehabt, mit uns anzubinden? Wenn man nahe genug ist“, er wurde ein wenig langsamer, „kann man freilich zwei Geschütze mit einer einzigen Pistole zum Schweigen bringen. So lange wenigstens, bis ein Schnellkreuzer entwischt ist.“

„Daran dachte ich“, log sie.

„So nehme ich an, du hast mich vor dem wilden Kapitän gerettet“, lachte er, „und danke dir!“

Sie antwortete nicht. Etwas später sagte sie: „Ich gehe hinunter, Deacon.“

„Hast recht, mein Kind. Man muss nicht von allem haben.“

In dem kleinen dunklen Vorraum vor ihrer Kammer steckte sie sich eine Zigarette an; ein paarmal sog sie tief den Rauch ein, und die Glut erglomm hell. Dann stiess sie die Tür zu dem Raum auf, der der Kammer gegenüberlag. In sauberen Stapeln lagerte Munition; Granaten für die Geschütze, Patronen für Gewehre und Revolver. Sie zwangte sich bis zum Bullauge durch und öffnete es. Ziemlich entfernt schon kroch das Dingi über das Wasser. Von Rays Schnellkreuzer war nichts zu sehen. Auf dem Bord unter dem Bullauge hockend, konnte sie gut die Bucht übersehen. Mit der Fussspitze schob sie den losen Deckel eines Fässchens halb beiseite; braun und grobkörnig glänzte Schiesspulver darin. Sie wartete. — —

Diensteifrig streuten die Wipfel der Mangroven den Schall von Rays Motoren vor dem Schnellkreuzer her. Pheasant hörte ihn heranfeigen, ehe sie ihn sah. Ihre unruhigen Hände wurden mit einemmal ganz sicher. „Ich liebe dich“, raunte sie, ohne die Lippen zu bewegen, in sich hinein. „Ich liebe dich und ich will nicht sehen, wie du verkommst.“

Ein grelles Heulen riss Jan von der Ducht auf. Wahrhaftig einem grauen Dämon gleich, wie die Eingeborenen

ihn schilderten, flog der Schnellkreuzer über das Wasser, kaum noch in Verbindung mit dem Element. Jan stand im Boot, schrie und winkte verzweifelt. Der Dämon, kein menschliches Wesen sichtbar, achtete seiner nicht und raste vorbei. Seine jähren Wellen warfen das Boot umher, dass Jan aller Geschicklichkeit bedurfte, um nicht zu kentern. Als er das Dingi gebändigt hatte und wieder aufblicken konnte, war der Graue schon fast auf der Höhe des Schoners, der sich sanft und kokett im Wasser wiegte. Jan presste die verschränkten Hände, starrte mit aufgerissenen Augen.

Als es geschah, fasste er's nicht! Wo eben noch „Texas Girl“ geschwommen war, stand eine schwarze Rauchsäule, die gelbe, rote, blaue Stichflammen in den wabernden Himmel trieb. Ein wahnwitziger Donnerstoss brach über Jan herein, warf ihn auf die Planken. Er riss sich wieder hoch. Die Ankerstelle des Schoners war leer. Der rasende graue Dämon verschwand hinter einer vorspringenden Landzunge. Auf der weiten Bucht war Jan allein. — —

Als Jan sich seiner halben Betäubung entrang, glitt sanft und vorsichtig der Graue auf ihn zu. Der Einstieg war offen. Ein Inder sprang zu ihm ins Boot, half ihm nach oben; viele Hände streckten sich ihm entgegen; er sah, wie man das Dingi ins Schlepp nahm; dann stand ihm, in der engen menschenüberfüllten Kabine, Betje gegenüber — und lange war nichts mehr.

Rays Lachen riss sie endlich voneinander. „Genug“, mahnte der Inder, „genug, genug! Ein Leben habt ihr vor euch, geduldet euch jetzt!“ Er schob sich zwischen sie.

„Ich habe mich entschlossen, nirgends zu landen. Wir fahren durch bis zur indischen Küste. Hier haben wir nichts mehr zu schaffen.“

Ray nickte. „Darum ein Vorschlag: am Pier liegt noch der Kutter; die anderen Boote sind verbrannt und versenkt. Wollt ihr ihn nehmen und allein nach Ambon segeln?“

Jan blickte Betje, Betje blickte Jan an. „Gern“, sagte Jan.

Der Graue nahm mehr Fahrt auf. Ray schien Eile zu haben. Ein paar Inder mit argwöhnisch gesenkten Gewehren sprangen auf den Pier, der leer und einsam lag, machten den Kutter los, vertäuten ihn an dem Schnellboot. Den Boden des Dingi zerschlugen sie mit den Kolben. Die beiden Weissen stiegen über. „Durch die Inselfee, bis ins freie Meer, schleppen wir euch“, versprach Ray, ehe er im Einstieg verschwand. Eine Sekunde erschien das kleine, hässliche, gute Gesicht Mike O'Dwyers; dann schlug die Klapptür klirrend zu, und es war, als schleppe einer der gewaltigen Potwale dieser Meere den Kutter hinter sich her.

Jan, noch halb benommen, steuerte mechanisch den Kurs des Schnellkreuzers nach. In seinem linken Arm, den Kopf an seine Schulter gebettet, ruhte das Mädchen. Das lautlose Gleiten schien Jan das schönste, das er je erlebt hatte. Dennoch störte er es. „Warum zerschlugen sie das Dingi“, fragte er, „und warum eilten sie so sehr, den Pier zu erreichen?“

Betje machte sich los und sah sich suchend um. Sie wies auf das kleine in die Bucht einspringende Kap, bei dem „Texas Girl“ vor Anker gegangen war. Auf der äussersten Spitze, die Füsse von den Wellen des Schnellbootes benetzt, stand, schön wie ein Gott, doch wie ein sehr zorniger, Tuku Negro und starrte den Schleppzug an. „Auf der ganzen Insel“, sagte Betje, „gibt es nun kein einziges Boot mehr. Was wird er anfangen?“

Jan zuckte die Achseln. „So lange es ihm gefällt, hier den Gott spielen. Hat er es eines Tages satt, wird er schon wieder zu einem Schiff kommen, oder er wäre nicht Tuku Negro.“

„Ach“, murmelte das Mädchen und bettete sich wieder in seinen Arm, „was kümmert's uns?“

Eine unsichtbare Hand löste die Schleppleine. Der Schnellkreuzer nahm Fahrt auf, wandte sich in grossem Bogen nach Süden und verschwand. Jan stand auf, drückte Betje das Ruder in die Hand und ging zum Mast, das Segel zu hissen.

E n d e!